

Woche-Titel: Heimat

...wo einen die Feuerwehr kennt

*Ist es ein Ort, eine Person,
ein Gefühl, ist es die
Erinnerung an die
Kindheit oder der Verlust
der Deutschen Mark?
Schriftsteller und Künstler
erzählen von HEIMAT*

Herbert Rosendorfer

Ich verbrachte – unfreiwillig – einen Teil meiner Jugend in der für den dort verübten Skisport berühmtesten Stadt Kitzbühel. Auch späterhin kehrte ich, weil meine Großeltern dort wohnten, in den Ferien u. Ä. dorthin für kürzere Zeiten zurück. Einmal fuhr ich bei einer dieser Gelegenheiten, ohne mich dabei dem Skisport unterziehen zu wollen, mit der Seilbahn auf den Hahnenkamm. Der Fahrkartenverkäufer unten schaute mich an und sagte (in tirolerischer Grammatik): „Du bist doch einer von die Rosendorfer, zahlst nur *einheimisch*.“ Heimat ist also dort, wo man für die Seilbahnfahrt nur die Hälfte zahlt.

Heimat hat auch und vielleicht vor allem mit Sprache zu tun. Ich kann zwar nicht Neugriechisch, aber rudimentär Alt-solches, und die Buchstaben sind ja die gleichen. Ich fuhr einmal mit meiner außerordentlich (auch von Berufs wegen) sprachbegabten und -begeisterten Frau mit dem Auto durch den Peloponnes. Sie, meine Frau, kannte alle möglichen Sprachen, zum Teil sehr gut, Griechisch nicht, nicht einmal, seltsamerweise, die Buchstaben. Das machte nichts, denn die Griechen fügen für solche Fälle auf Orts- und Straßenschildern usw. die lateinische Umschrift bei. Aber da kamen wir in das

alles andere als arkadische Arkadien. Das ist eine Art klassisches Ostfriesland, nur trocken. Und dort gibt es keine lateinischen Umschriften, und die Ortsschilder konnte nur noch ich lesen. Ich fühlte mich daher (und fühle mich noch) in Arkadien heimisch. Et in arcadia ego.

Dabei möchte ich nicht zu erwähnen versäumen, dass ich von einem Straßencafé in Megalopolis aus den erregenden Vorgang beobachten durfte, dass eine junge, ausnehmend hübsche orthodoxe Nonne auf dem Markt für ihr Kloster ein kleines Ferkel kaufte, das ihr kurz darauf aber entglitt, die Nonne rannte dem Ferkel nach, stolperte, stürzte, und es war deutlich wahrnehmbar, dass griechische Nonnen offenbar keine Unterwäsche tragen. Heimat ist, wo Nonnen Ferkeln nachlaufen und wo man die Straßen- und Ortsschilder lesen kann.

„Home is where the heart is“ steht auf dem Grabstein des englischen, in Rom gelebt habenden Malers und Keats- und Shelley-Freundes Joseph Severn, der auf dem so genannten Protestantischen Friedhof (recte „Cimitero acattólico“), dem schönsten Friedhof der Welt, begraben ist. Lange habe ich angenommen, dass auch mein Herz dort in Rom ist, und das hat seinen Anfang im Jahr, glaube ich, 1958 genommen, als ich das erste Mal dort war. Gleich am ersten Tag ging ich unter anderem nach S. Pietro in Vincoli, um den „Moses“ Michelangelo anzuschauen, der viel kleiner, um nicht zu sagen putziger ist, als man ihn von Abbildungen her kennt. Und noch am gleichen Tag, ich schwöre, fragte mich ein Italiener, wie er zum „Moses“ des Michelangelo komme. Souverän – da selber eben erst gesucht und gefunden – erklärte ich den Weg einschließlich der Lebenshilfe, dass man aufpassen müsse, weil in der Kirche, wie häufig, ja fast immer in Rom, ein Teil des Fußbodens aufgerissen, „in restaurato“, ist. Seitdem habe ich im Laufe meiner Aufenthalte in Rom, offenbar ziehe ich so was an, unzähligen Deutschen, Amerikanern, Japanern und sogar Römern die Wege zu S. Maria dell’Anima, ins „Caffè Greco“, zur nächsten Bedürfnisanstalt oder zur Papst-Audienz gewiesen. Heimat ist, wo man den Weg zu Michelangelo „Moses“ wei-

sen kann.

Meine letzten Dienstjahre als Richter verbrachte ich am Oberlandesgericht in Naumburg. Als meine Pensionierung heranrückte, überlegte ich, wo ich das, was man den Lebensabend nennt, verbringen solle. Ich erwog von New York über Berlin und Salzburg alles Mögliche, entschied mich aber, mich selbst mit dem Spruch zitierend: „Gegenden nördlich des Alpenhauptkammes sind für menschliches Leben ungeeignet“, für Südtirol, genauer gesagt: fürs Überetsch. Seitdem wohne ich in Eppan, und seitdem weiß ich, dass nicht das Klima der Grund ist, dass ich mich als „heimgekehrt“ fühle. Unlängst musste ich aus bestimmten Gründen bei der Feuerwehr anrufen. Der Dienst habende Brandmeister erkannte mich an der Stimme. Heimat ist, wo einen die Feuerwehr kennt. Heimat ist, wo alle die gleichen Hüte tragen.

Der Schriftsteller

HERBERT ROSENDORFER wurde 1934 in Bozen geboren und lebt heute wieder in Südtirol. Zuletzt erschien sein Roman „Kadon, ehemaliger Gott“ (Kiepenheuer & Witsch)

Walter Kempowski

Heimat hat immer mit Abschied zu tun. Vor einigen Tagen bekam ich zum ersten Mal eine Verlagsabrechnung, die in Euro ausgestellt war. Nachdem es sich bereits seit einiger Zeit eingebürgert hat, DEM statt DM zu schreiben, tritt nun also ein neumodisches, sich an Pfund- und Dollarzeichen orientierendes Kürzel an die Stelle unserer guten Deutschen Mark. Da heißt es eben Abschied nehmen. Wie muss den Altvorderen zu Mute gewesen sein, als sie ihre Taler und Gulden in Reichsmark umzutauschen sich gezwungen sahen? Wir wissen heute, dass die neue Währung eine schreckliche Epoche begleitete, Kriege, Not und Elend. In der Inflation während der Weimarer Republik galt sogar der polnische Zloty als verlässlicheres Zahlungsmittel, mit dem Euro ist es heute beinahe schon ähnlich bestellt.

Nur dann wird Heimat zum Begriff, wenn man sie nicht mehr hat. Eine

Welt also, die unwiederbringlich verloren ging. Aber sollte man sich deswegen von ihr abwenden, sie als ein für alle Mal erledigt ansehen? Heimat: Erinnerungen an Kindheit, zu Hause sein in der Sprache, das kann auch Zuchtflucht bedeuten in Zeiten der schnellen Veränderung, die die so genannte Globalisierung mit sich bringt. Glücklicherweise ist der, dem es gelingt, Heimat zu bewahren und gleichzeitig Neues anzunehmen, der nicht nur Abrisse beklagt und Umbrüche, sondern auch Modernisierungen akzeptiert, denn sie allein sind es, die es ihm ermöglichen, vom Jammer des Verlustes abzusehen. „Jeder Abschied ist ein neuer Anfang“, dieses sattsam bekannte Wort trifft auch heute noch den Kern, die Idee des Aufbruchs zu entfernten Horizonten.

Bleiben wir beim Gelde, wir werden es, Gott sei Dank, nicht erleben, dass wir auch vom Euro uns trennen müssen, dies wird vielleicht in 100 Jahren der Fall sein, wenn wir Schlüsse aus den vergangenen Zeiten ziehen wollen. Bis dahin wollen wir uns an den Erinnerungen Genüge tun und mal aufpassen, ob eine andere, größere „Heimat“ sich auftut.

WALTER KEMPOWSKI, geboren 1929 in Rostock, lebt in Nartum. Demnächst erscheint „Alkor. Das Tagebuch '89“ (Knaus)

Ilija Trojanow

Mit einem ausländischen Namen wird man öfters nach der eigenen Vorstellung von Heimat gefragt. Wenn ich kurz angebunden bin, antworte ich: Meine Heimat ist das Gesicht der Frau, die ich liebe. Oder ich hole aus: Von weitem betrachtet haben alle Menschen dieselbe Heimat, nämlich die Erde. Doch da die wenigsten von uns zum Mond oder zur Weltraumstation Mir geflogen sind, fehlt uns jener besondere Blick aus der Ferne, der nostalgische Gefühle weckt und durch den eine wirkliche Identifizierung mit dem Blauen Planeten möglich wird. Die meisten von uns empfinden ein weit weniger globales Heimatgefühl. Wir definieren Heimat individuell als die Verdichtung der eigenen Erfahrungswerte, als Ort, Landschaft, Geruch

oder Geschmack, der unsere Erinnerung prägt. Nicht unbedingt nur positiv, es sei denn, man neigt zu einer gänzlich verklärenden Wahrnehmung. Insofern eignet sich gerade Heimat schlecht als politisches Konzept. Wie ich neulich bei dem historischen Fest der Landshuter Hochzeit erlebt habe, lässt sich selbst in einer Kleinstadt schwer ein heimatlicher Grundtenor ausmachen. Zu unterschiedlich sind die Bedürfnisse und Erwartungen der Menschen. So spielt die stolze Stadtgeschichte für manche eine wichtige Rolle, andere hingegen fühlten sich eher in der mittelalterlichen Musik beheimatet, die wiederum – wie bei allen Aufführungen deutlich wurde – einen überregionalen Charakter auswies: Es wurde unter anderem auf Provenzalisch gesungen.

Das reelle Heimatgefühl, so komplex und vielfältig wie der einzelne Mensch, grenzt andere Menschen nicht aus – im Gegensatz zu Flaggen und Hymnen. Zudem zeichnet es sich durch eine bemerkenswerte Wandlungsfähigkeit aus. „Home is where the heart is“ sagen die Engländer und meinen, dass der Ausgewanderte sich oft schon nach wenigen Jahren mit seiner neuen Umgebung identifiziert. Und manch Italien-Liebhaber verspürt jene kitzelnde Erregung der Heimkehr, wenn er sich seinem Ferienhaus im Piemont nähert. Das Sprichwort beinhaltet aber auch, dass man seine Heimat verändern kann, dass sie nicht Teil der genetischen Grundmasse ist, sondern ein Identitätsmoment, das sich mit dem eigenen Geist und dem eigenen Gefühl mitentwickelt. Schließlich kann es ja passieren, dass man nicht mehr in sein Elternhaus zurückkehren möchte oder sich in eine andere Frau verliebt. Dieser überaus private Kern von Heimat wird von Nationalisten und Patrioten negiert. Sie setzen der persönlichen Beziehung die Narrenkappe einer artifiziellen Uniformierung auf. Sie suggerieren dem Einzelnen eine abstrakte Identität, die ihn zwar nicht durch den Alltag bringt, aber in den Krieg ziehen lässt. Und die den Vorteil hat, leicht austauschbar zu sein. Gestern Preußen, heute Deutschland, morgen Europa. Und übermorgen die ganze Welt. Doch auf den Anblick der Savanne, auf den Geruch von Koriander und den Geschmack von Weißbier, auf

die Töne von Schuberts Streichquintett und den Klang der Stimme meines Onkels wird all das keinerlei Einfluss haben. Meine Heimat gehört mir.

Der Schriftsteller ILIJA TROJANOW wurde 1965 in Sofia geboren. Er hat in München studiert, dort einen Verlag gegründet und lebt heute in Bombay. Zuletzt erschien „Hundezeiten“ (Hanser)

Feridun Zaimoglu

Zwischen der „Haymat“ meiner Eltern und ihren deutschen Lebenswelten erstreckte sich eine 2000 Kilometer lange Autopiste, auf der jeden Sommer mein Vater eine halsbrecherische Safari-Tour unternahm. Beim Anblick der Schlagbäume an der türkischen Grenze brach ein Jubel los, mein Vater geriet völlig aus dem Häuschen und brüllte, wir Kinder sollten, verdammt noch mal, aufhören uns gegenseitig zu bespuken.

Wir passierten die Grenze in anächtigem Schweigen, die Fahnen flatterten wie auf Regieanweisung im Wind, und auch uns war so, als wehten uns andere, frischere Brisen an. Der Heimatboden war mit den Gebeinen großer Krieger gedüngt worden, deshalb roch die anatolische Scholle nach einem Regen wie Brotteig. Sagte mein angeheirateter Onkel, der Sippenälteste, dessen Worte vom Rest der großen Familie schon allein deswegen angezweifelt wurden, weil er seine Achselhöhlen öffentlich mit einem Deoroller benetzte. Meiner jüngsten Tante mütterlicherseits boten die martialischen Sinnsprüche des Onkels die Gelegenheit, für eine sozialdemokratische Aufgeräumtheit zu werben. Sie stand auf, zeigte auf die Speisen und fragte: „Was seht ihr?“ Wir sagten: „Wir sehen einen gedeckten Tisch!“ Dann hielt sie ihre Hände in die Höhe und fragte: „Und was seht ihr jetzt?“ Wir sagten: „Wir sehen zwei Hände!“ Mit pathosbelegter Stimme verkündete sie daraufhin, genau das sei Heimat und nicht der Boden, auf dem man trampele und den man höchstens mit Kuhfladen düngte.

Wir schwiegen betreten, nur mein Onkel lief rot an und nannte sie eine

Handlangerin des moskowitzischen Russenimperiums. An dieser Stelle trat mein Vater als Schlichter auf und versuchte sich in der synthetischen Wunderwirkung: Hand und Erde, und fertig sei die „Haymat“. Im Grunde ist er der erste postmoderne Denker in meinem Leben, auch wenn es ihm nie gelang, Tante und Onkel miteinander zu versöhnen.

Nach einem vierwöchigen Heimataufenthalt kehrten wir wieder zurück nach Deutschland. Hier, so schien es, hatten die Einheimischen ein brennendes Interesse daran, zu erfahren, wie es denn in „eurem Heimatland“ gewesen sei.

„Haymat“ war das Land, in dem ich mir jedes Mal einen Sonnenbrand holte und aus dem meine Erziehungsberechtigten mit kleinen Gewürzsäcken heimkamen. Das war das Problem, wir kamen nämlich heim oder nach Hause, was so viel hieß wie die Wohnungstür aufzuschließen, die Fenster aufzureißen und nach zwei Tagen Erholung von den Strapazen der Rückfahrt an den Geläufigkeiten anzuknüpfen. Unsere deutschen Nachbarn, Freunde, Arbeitskollegen und Schulkameraden dagegen vermuteten, dass unsere „Haymat“ eine Türkenwalachei hinter den sieben Bergen sei, ein Hort barbarischer Sitten und Wollüste.

Es konnte nicht sein, dass ich, der ich hier aufwuchs, von einer vermuteten animalischen Anbindung frei war und je freikommen konnte. Ich war in ihren Augen eine tickende Ethno-Bombe, und sie rechneten jederzeit mit der Entfesselung geradezu obszöner Kräfte, die mich schon heim treiben würden. Ich aber wurde bislang von derlei Gefühlsaufwallungen nicht heimgesucht.

P.S. Mein bester Freund Günter sagt, Heimat sei für ihn, aus Kiel heraus nach Strande zu fahren, aufs Meer zu schauen und dabei Bratkartoffeln mit Spiegelei zu essen. Manchmal nimmt er mich mit, ich setze mich auch ans Wasser und bestelle aber nur eine doppelte Portion Pommes ohne alles.

Der Schriftsteller FERIDUN ZAIMOGLU wurde 1964 im anatolischen Bolu geboren. Er lebt heute in Kiel. Im September erscheint „Kopf und Krage: Kanak-Kultur-Kompendium“ (Fischer)

Katharina Fritsch

*Da, wo man sticht
mit Messers, da, wo
man schlägt sich tot,
dat is meine Heimat,
dat is dat Segeroth*

Die Künstlerin KATHARINA FRITSCH, geboren 1956 in Essen-Segeroth, lebt in Düsseldorf. Sie hat u. a. auf der Documenta und der Venedig-Biennale ausgestellt

Jan Schütte

Wer von Heimat spricht, schaut zunächst nach hinten. Waren der Geburtsort, die Städte, in denen ich zur Schule ging, das letzte Haus der Eltern meine Heimat? Nein, zu viele Orte, zu viele Schulen. Heimatliche Gefühle ergeben sich eher zufällig, überraschend. Nach einem halben Jahr in einer amerikanischen Kleinstadt, am College unterrichtend, die Kinder in der örtlichen Highschool: Plötzlich stellen sich heimatliche Gefühle ein, beim Überqueren des Village-Greens, bei der Autofahrt durch die Wälder Vermonts, beim Einkauf im lokalen Coop. Natürlich ist dies eine sentimentale Selbsttäuschung, irgendwie fällt es leichter, unter all den amerikanischen Heimatlosen sich zu Hause zu fühlen als in Berlin auf der Stadtautobahn.

Meine ersten drei Filme drehen sich um Heimatlose, die auf der Suche sind nach einer neuen Zugehörigkeit. Bewusst geplant war diese Konstellation nicht, sie ergab sich aus den Figuren. Der Pakistani Shezad und der Chinese Xiao, die am Hamburger Hafen versuchen ein Restaurant zu eröffnen, das ihnen eine neue Heimat sein soll („Drachenfutter“, 1987). Der Shampoo-Vertreter Ernst Winkelmann, der rastlos im Westen Schleswig-Holsteins unterwegs ist, auf der Suche nach einem kleinen Glück, der kein inneres Zentrum und keinen äußeren Ort findet („Winkelmanns Reisen“, 1990). Moische Lustgarten und Abraham Herzhaft

aus Wien und Polen, zwei alte Emigranten in New Yorks hinterstem Winkel, die übers Meer schauen und von Europa träumen. Als sie sich endlich aufmachen zur abenteuerlichen Reise über den Atlantik, finden sie ein Polen, das gar nicht mehr so anders aussieht als Brighton Beach, Brooklyn, NY („Auf Wiedersehen Amerika“, 1993).

Auf den ersten Blick sind diese Lebensgeschichten von meiner Biografie himmelweit entfernt. Und doch: Wenn man sich mit der „condition humaine“ beschäftigt in der heutigen Welt, steht die Erfahrung der Heimatlosigkeit zentral im Vordergrund. Bei mir selbst war es die pure, blanke Abwesenheit eines Heimatortes, die ich gar nicht so sehr als Verlust empfand, vielleicht sogar als Chance und Gewinn. Bei meinen Figuren: der Raub einer Heimat, die es einmal gab. Und für die beiden Alten aus „Auf Wiedersehen Amerika“ noch extremer, denn die wahre Emigration begann, wie Georg Stephan Troller es einmal formuliert hat, erst nach 1945: als man zurückkehren konnte, es aber nicht mehr wollte.

Mein Freund und Drehbuchautor Thomas Strittmatter, mit dem ich diese ersten drei Filme gemeinsam geschrieben habe, hatte eine Heimat: St. Georgen im Schwarzwald. Ich habe ihn lange Zeit darum beneidet: einen Ort zu haben, Geschichten daraus zu schöpfen, nach Hause gehen zu können, an Plätze, die man seit der frühesten Kindheit kennt. Aber wie konnte er, aus St. Georgen, sich mit Shezad, Xiao und Moische so wunderbar identifizieren? War seine Heimat vielleicht auch verloren und doch eher Herkunft, Ort der Kindheit?

Der Raum, den Heimat umschreibt, ist von den Kindern bewohnt und geht, irgendwann, ohne dass man es merkt, verloren. Er lebt in der Erinnerung, im Blick zurück, und als prägendes Gefühl bleibt die Heimatlosigkeit. Und wenn man unsere Kinder später einmal fragen wird, wo ihre Heimat sei, so wird meine Tochter vielleicht antworten: Als mein Vater mir in Hannover, New Hampshire, „Grimms Märchen“ vorgelesen hat.

Der Filmemacher JAN SCHÜTTE wurde 1957 in Mannheim geboren und lebt heute in Berlin. Sein jüngster Film „Abschied – Brechts letzter Sommer“ kam 2000 in die Kinos

Sarah Khan

Vor wenigen Wochen klingelten zwei Kisuaheli-Krieger an der Tür meiner frisch bezogenen Berliner Wohnung, ein Mann und eine Frau, und sie sagten, sie seien meine Eltern und wollten über das Wochenende bleiben. Ich ließ sie hinein und zeigte ihnen in den folgenden drei Tagen „mein Berlin“. Die Kisuahelis waren freundlich, sie schiefen zufrieden auf hartem Futon, hatten viel Spaß auf dem Golfabschlagplatz in Mitte und schenkten mir zum Abschied glamouröse Ohrklipps und 200 Mark, damit ich einen neuen Staubsauger kaufe (ich erwarb in der Galerie Lafayette eine Hose). Nur leider sprachen die Kisuahelis kaum mit mir, sie hatten ihre eigene Sprache, die ich nur bruchstückhaft verstand – Reste aus einer Kindheit bei einem fremden Volk. Das machte mich traurig, es waren ja wirklich meine Eltern. Wir hatten kaum etwas zu sagen.

Das war eine halbe Parabel – aber die ganze Wahrheit. Meine Eltern sind keine Kisuahelis, es sind Pakistanis aus Hamburg. Nach ihrem Besuch kam es mir so merkwürdig wie nie vor, dass ich mit meinem Vater und meiner Stiefmutter nicht die Sprache teile. Immerhin lebte ich bei diesen Leuten 14 Jahre lang. Ich lebte in einer pakistanischen Familie wie ein fauler europäischer Ethnologe, der sich an das gute Essen eines freundlichen Stammes gewöhnt hatte und sich 14 Jahre Zeit ließ, vollkommen ungestört und unbehelligt Romane zu lesen (dieses Phänomen kennt jeder, der im Auslandsurlaub endlich drei Meter Prosa pro Woche verschlingt). Ich war überzeugt, mein Vater würde mich sofort an einen Analfabeten aus Lahore verheiraten, sollte ich eines Tages doch noch Urdu lernen. Also ließ ich es.

Jetzt werde ich bald 30, bin unverheiratet und werde es wohl bleiben. Nächstes Wochenende zeige ich meinem Geliebten – einem unglücklich verheirateten Mann aus dem Hessischen – das schöne Norddeutschland. Ich freue mich wie ein verdurstendes Kamel in der Wüste auf Leuchttürme, Deiche, Wattenmeer und steife Brise. Wenn ich an schwarz-zweiß ge-

fleckte Kühe auf norddeutschen Weiden denke, kriege ich Gelüste auf Steak (tief verwurzelte mohammedanische Fleischeslust) und Rotwein (tief verwurzeltes protestantisches Drogenexperiment). In Berlin muss ich ohne Heimatfolklore auskommen. Ich kann mich hier nur schwer auf das Lesen konzentrieren, und das Essen ist allgemein grauenhaft. Mama! Papa! Ich habe ein Leben lang Heimweh. Es auszuhalten ist Freiheit. In Kisuaheli, Urdu und Deutsch.

Die Schriftstellerin SARAH KHAN wurde 1971 als Tochter eines pakistanischen Teppichgroßhändlers in Hamburg geboren; sie lebt heute in Berlin. Zuletzt erschien der Roman „Dein Film“ (Rowohlt Berlin)